



**LESE-  
PROBE**

Herbert Genzmer  
**liquid**  
Thriller

**solibro**

1. Sprado, Hans-Hermann: *Risse im Ruhm*.  
Münster: Solibro Verlag 2005 • ISBN 978-3-932927-26-5
2. Sprado, Hans-Hermann: *Tod auf der Fashion Week*  
Münster: Solibro Verlag 2007 • ISBN 978-3-932927-39-3 (HC)  
Münster: Solibro Verlag 2022 • ISBN 978-3-96079-006-8 (Br)
3. Elke Schwab: *Mörderisches Puzzle*  
Münster: Solibro Verlag 2011 • ISBN 978-3-932927-37-9
4. Elke Schwab: *Eisige Rache*  
Münster: Solibro Verlag 2013 • ISBN 978-3-932927-54-6
5. Elke Schwab: *Blutige Mondscheinsonate*  
Münster: Solibro Verlag 2014 • ISBN 978-3-932927-85-0
6. Elke Schwab: *Tödliche Besessenheit*  
Münster: Solibro Verlag 2015 • ISBN 978-3-932927-95-9
7. Elke Schwab: *Gewagter Einsatz*  
Münster: Solibro Verlag 2017 • ISBN 978-3-96079-020-4
8. Elke Schwab: *Tickende Zeitbombe*  
Münster: Solibro Verlag 2017 • ISBN 978-3-96079-029-7
9. Elke Schwab: *Kriminelle Intelligenz*  
Münster: Solibro Verlag 2021 • ISBN 978-3-96079-088-4
10. Herbert Genzmer: *Liquid. Thriller*  
Münster: Solibro Verlag 2022 • ISBN 978-3-96079-092-1

Herbert Genzmer  
liquid  
Thriller

solibro

ISBN 978-3-96079-092-1

1. Auflage 2022 • Originalausgabe • auch als eBook erhältlich

© SOLIBRO® Verlag, Münster 2022

Alle Rechte vorbehalten

Druck & Bindung: *CPI Books GmbH, Leck*

Gedruckt auf elementar chlorfrei gebleichtem Papier

verlegt. gefunden. gelesen.

**SOLIBRO**.de



*Lass niemals eine Krise ungenutzt verstreichen.*

Winston Churchill

*Wer die Nahrungsversorgung kontrolliert, kontrolliert die Menschen.  
Wer die Energieversorgung kontrolliert, kann ganze Kontinente kontrollieren.  
Wer das Geld kontrolliert, kann die Welt kontrollieren.*

Henry Kissinger

*Wir beschließen etwas, stellen das dann in den Raum  
und warten einige Zeit ab, ob was passiert. Wenn es kein großes  
Geschrei gibt und keine Aufstände, weil die meisten gar nicht begreifen,  
was da beschlossen wurde, machen wir weiter – Schritt für Schritt,  
bis es kein Zurück mehr gibt.*

Jean Claude Juncker

## Februar 2029

**Als sie Motorengeräusche hörte**, ließ die Frau sich zu Boden fallen. Die Geräusche waren schwach, kamen aber schnell näher. Sie glitt in eine Mulde. Drückte den Kopf in den heißen Wüstensand. Es gab kaum Sträucher, keine Bäume, nichts, was sie verbergen konnte. Der Wagen fuhr querfeldein. Sie wusste, dass es ein Geländewagen war, denn hier in der Wüste New Mexicos konnte man sich nur mit einem solchen Fahrzeug fortbewegen. Allradantrieb, dachte sie, und lauschte darauf, wie das Fahrzeug näherkam und sich wieder entfernte, auf seinen Kampf mit dem Sand und dem unwirtlichen Terrain. La Migra, dachte sie. Immigration Police. Sie lag, wartete. Das Fahrzeug entfernte sich, kam näher, fuhr wieder weg, bis es fast nicht mehr zu hören war, doch als sich die Frau zu entspannen begann, kam es zurück und abermals presste sie sich an den Boden. Diesmal kam der Wagen so nah, dass sie aus dem Augenwinkel – sie wagte nicht, ihren Kopf zu heben – dessen lange Antenne sah, die die Luft peitschte. Sie kamen aus dem Süden, drehten und fuhren wieder zurück. Systematisch durchkämmten sie das Gebiet in Zickzacklinien von Westen nach Osten. Je nachdem, welchen Winkel sie beim nächsten Mal nahmen, konnten sie über die Stelle rollen, an der sie lag. Sie erhob sich nicht, sie robbte dicht am Boden nach Westen,

um dem Gefährt zu entgehen, dessen Motor bei seinem Weg durch den Wüstensand in der Ferne wieder aufheulte. Als es weit genug weg war, sprang sie auf und rannte gebückt dreißig, vierzig Meter der untergehenden Sonne entgegen und warf sich, als sie meinte, der Wagen würde drehen, wieder in eine flache Mulde mit niedrigem Gestrüpp und presste sich an den Boden. Trockene Äste von Sträuchern zerkratzten ihr Gesicht, sie schmeckte Blut an den Lippen, schon hörte sie den Jeep wieder heranschlingern und drückte sich tiefer in die trockenen, brechenden Sträucher, als der Wagen sich nur einige Meter von ihrem Versteck durch den Wüstenboden kämpfte. Da hörte sie über den Motor hinweg leises Rasseln hinter sich. Ohne den Kopf zu heben, blickte sie nach hinten, zuckte zusammen, erstarrte und nur schwer widerstand sie dem Impuls aufzuspringen und wegzulaufen: Nicht weit von ihren Füßen ringelte sich eine Klapperschlange. Sie schaute sie an, dann wiegte ihr Kopf nach links und sie sah dem Fahrzeug hinterher, die gespaltene Zunge glitt aus dem Maul und wieder hinein, das Ende ihres Schwanzes war aufgestellt, rasselte. Sie war kaum mehr als einen Meter entfernt. Es war das Fahrzeug, das das Reptil aufgeschreckt hatte. Sein wütendes Röhren. Die Stöße, die es im Boden verursachte. Als sie das begriff, atmete sie leise aus und zwang sich, ruhig liegenzubleiben, bis der Wagen weit genug weg war, und nicht direkt in wilder Panik aufzuspringen. Ohne das Tier aus den Augen zu lassen, wartete sie angespannt darauf, dass die Geräusche des Jeeps sich entfernten. Als sie meinte, sie seien weit genug, sprang sie unvermittelt auf und lief geduckt und ohne noch einmal nach der Schlange zu sehen aus der Mulde und weiter nach Westen, weg von dem Reptil und vom Kurs der Patrouille, die, davon war sie inzwischen überzeugt, nach ihr und nicht nach irgendwelchen illegalen Mexikanern suchte, dafür war die Entfernung

bis zur Grenze zu groß. Bis zum Rio Grande hatte sie noch gut zwei Tagesmärsche vor sich, wenn sie gut vorankam. Seit dem kleinen Nest Cornudas im Norden, wo sie ihren Wagen hatte stehen lassen, war sie bestimmt hundert Kilometer gegangen. Bisher bei Tag, was wegen der besseren Sicht leichter war, obwohl die Hitze besonders mittags und nachmittags schwer zu ertragen war. Das musste sie ändern. Sie hätte nicht damit gerechnet, dass man sie so weit entfernt von der Grenze suchen würde. Wer weiß, vielleicht erlag sie einem Verfolgungswahn und niemand vermisste sie, keiner war hinter ihr her und was sie erlebte, war nichts weiter als eine Routinekontrolle im grenznahen Gebiet. Dennoch beschloss sie, ab sofort nur noch nachts zu gehen. Dann war es auch kühler.

Keiner wusste mehr, woher Cornudas seinen Namen hatte und den neunzehn Menschen, die da noch lebten, war das Hirn ausgetrocknet, die wussten längst nicht mehr, was das Wort bedeutete, wenn sie es überhaupt je gewusst hatten. Ein paar Tagesmärsche entfernt Richtung Südwesten lag Ciudad Juárez, wo man sehr wohl wusste, was das bedeutete. Nur wer diesem amerikanischen Kaff einen solch absurden Namen gegeben hatte, konnte auch dort keiner mehr sagen. In Ciudad Juárez hatte man andere Sorgen. Hier starben jeden Tag um die zehn Menschen. Offiziell waren es die Kartelle, die sich erbitterte Kämpfe lieferten, aber der Ort war für viele praktisch, und die Schuldigen standen immer fest – egal für welches Verbrechen – nur verhaftet wurde kaum je einer.

Noch fünfundzwanzig, dreißig Kilometer und sie musste an den Fluss kommen, ihn durchqueren und war in Mexiko. Damit aber nicht in Sicherheit. Sie war raus aus den USA, doch auch in Mexiko gab es Probleme. In gewisser Weise erst recht.



Aber sie hoffte, dort werde keiner nach ihr suchen. Wer sich südlich der Grenze bewegte, hatte es unweigerlich mit Drogen und Kartellen und deren zahllosen Handlangern zu tun. Sicherheit konnte dort niemand garantieren. Mit einem der Kartellbosse aber wollte Madeleine Alberti zusammenkommen, den suchte sie. Darum dieser härtere Weg nach Süden und über die Grenze nach Mexiko.

Abends war schließlich nur noch der leise Wind über der Wüste zu hören. Die Gefahr war überstanden. Der Wagen weg. Ihr Puls hatte sich beruhigt. Sie war entkommen. Die Sonne war untergegangen und mit einem Schlag war es dunkel. Und kalt.

**Angefordert von der örtlichen Polizei** und der Landesregierung von Chihuahua waren vor zwei Wochen in einer Strafaktion gegen die Kartelle das mexikanische Militär und eine Abteilung der Bundespolizei nach Ciudad Juárez einmarschiert. Ein paar Dutzend schmierige Handlanger der Drogenbosse wurden verhaftet, der weit größeren Anzahl jedoch hatte man beim geringsten Widerstand eine Kugel verpasst. Am besten machen wir keine Gefangenen, hatte der kommandierende Offizier, Hauptmann Diego Blasquez Duarte, als Parole ausgegeben. Wen ihr umlegen könnt, legt ihr um, ist nicht schade drum. Dann hatte er gelacht und seine weißen Zähne gezeigt, denn ihm gefiel sein Befehl und dass er sich reimte auch. Die Operation wurde in Mexiko-Stadt als Erfolg gefeiert und schon nach drei Tagen wurde das Militär abgezogen. Man hatte den Kartellen eine Lektion erteilt und ihnen gezeigt, wer die Macht hat. Colonel Blasquez Duarte war der Mann der Stunde. Da er Familie in Juarez hatte, blieb er noch und fuhr nicht zurück zu seiner Familie in der Hauptstadt, die wie das Bundesland selbst Chihuahua hieß.

Am Montag nach der erfolgreichen Operation gegen die Drogenkartelle fuhren zwei Konvois fast identischer viertüriger und dunkelblauer Toyota Hilux Pick-ups mit Doppelkabinen für fünf Personen und ausreichend Raum für weitere sechs Personen auf den Ladeflächen von Westen, aus Sonora, und aus dem Norden, von El Paso, also aus den USA kom-

mend, über die Grenzbrücke und den Rio Grande nach Juárez. Die insgesamt neun Wagen fuhren bis ins Zentrum und von da in verschiedene Stadtteile. Wer sie sah, ging schnell aus dem Weg und verschwand von der Straße. Wer ihnen im Auto begegnete, wich aus, bog in eine Seitenstraße und hoffte, es wäre keine Sackgasse und sie führen nicht hinterher. Drei der Toyotas näherten sich von drei Seiten dem Polizeipräsidium. Noch fahrend eröffneten die Männer auf den Ladeflächen das Feuer aus modernen Sturmgewehren, deren Projektile so gut wie alles alles durchdrangen, sich tief in die Wände bohrten und die dünneren Wände durchschlugen. Alle Wachen vor und um die Polizeizentrale lagen getroffen auf dem Boden. Man hatte ihnen in die Beine geschossen, denn sie trugen am Oberkörper kugelsicherere Westen. Die Männer sprangen von den Ladeflächen und schossen jedem am Boden liegenden und vor Schmerz schreienden Polizisten ins Gesicht. Dann stürmten etwa dreißig Männer das Gebäude, die drei Fahrer blieben in den Toyotas, jeweils in der Hand eine großkalibrige Handfeuerwaffe. Die anderen sechs Wagen fuhren in Paaren zu zweit an verschiedene Punkte der Stadt, den Platz vor der Kirche von San Lorenzo mit seinen an die Frauenmorde gemahnenden Buntglasfenstern in Form von Kreuzen unweit der Grenze, an eine Brücke über den Rio Conchos und auf den Parkplatz des Einkaufszentrums Galerías Tec mit dem Cinemex-Kinokomplex. Im Wagen blieben je zwei Männer, die anderen stiegen aus oder sprangen von den Laderampen, und da, wo sie waren, griffen sie Personen an, die die Kirche aufsuchten, Menschen, die die Brücke passierten, zufällige Kinobesucher oder Passanten, die gerade aus ihren Wagen stiegen. Auf der Brücke über den Rio Conchos legten sie sieben Frauen, zwölf Männern und drei Kindern mit flinken Bewegungen Seile um den Hals, verknoteten das andere Ende am

Brückengeländer und je zwei packten die laut und weinend um Gnade winselnden Menschen und warfen sie, ohne sie anzusehen oder ihnen zu antworten, von der Brücke. Im Einkaufszentrum erschossen die Männer insgesamt achtzehn Personen, packten sie und legten sie in einem Abstand von einem Meter in einer Reihe auf den Boden vor den Haupteingang. Die Insassen der beiden letzten Pick-ups betraten die Kirche des Heiligen Lorenz und erschossen zwölf Personen, meist alte Leute, die an einer Frühmesse teilnahmen. Den Priester und einen bei der Messe assistierenden Ministranten vierteilten sie bei lebendigem Leib und arrangierten die Körperteile auf dem Boden vor dem Altar. Der Heilige Lorenz, selbst gefoltert und im Rom des 3. Jahrhunderts auf einem glühenden Rost getötet, ist Schutzpatron der Feuerwehrleute, Köche, Bäcker und Bierbrauer, Gläubige rufen ihn bei Ischiasproblemen oder Henschuss an.

Keiner stellte sich den Männern in den Weg, niemand, der davonkam, schaute sie auch nur an, nicht einmal die, die in weit entfernten Wagen saßen oder vorüberfahren sahen hin, alle senkten ausnahmslos den Blick. Die Sicarios, die Auftragskiller der größten Kartelle, die, obwohl normalerweise untereinander verfeindet und sich wegen der Kontrolle von Territorien gegenseitig bekämpfend, hatten sich für diese Racheaktion zusammengeschlossen. Nach der Tat fuhr sie wieder zurück an ihre jeweiligen Standorte. In der Hauptstadt Chihuahua waren schon in der Nacht zwei Männer ins Haus des Colonel Blasquez Duarte eingedrungen und hatten seine Frau Evalina geköpft und die beiden minderjährigen Kinder erhängt. Ihm selbst war nichts geschehen, man hatte ihm aber einen Umschlag mit Fotos der Leichen und dem Zustand des Hauses zukommen lassen. Der Chef des Chihuahua-Kartells, der wegen seiner Ähnlichkeit mit den Olmekenstatuen im Archäo-

logischen Museum in der Hauptstadt Mexico City El Olmeca genannt wurde, hatte gemeint, das wäre eine härtere Strafe als der eigene Tod, denn für ihn stand seine Familie und überhaupt die Familie über allem anderen.

## Drei Monate früher

»Guten Tag, ich würde gern Richard Weigelt sprechen.«

»Herr Weigelt ist in einem Gespräch, darf ich Ihren Namen notieren, er wird Sie zurückrufen.«

»Mein Name ist Madeleine Alberti, Dr. Madeleine Alberti, aber es ist im Moment schwer, mich zu erreichen, ich bin unterwegs. Ich melde mich wieder. Wann ist eine gute Zeit, Herrn Weigelt zu erreichen?«

»Normalerweise früh morgens, Herr Weigelt ist immer sehr früh im Haus.«

»Danke! Schönen Tag noch.«

Sie schaltete das Telefon aus.

Seit Wochen suchte Alberti im Internet nach Informationen über den Stand eines möglichen Bargeldverbots und eigentlich nach möglichen Kontaktpersonen, mit denen sie ihre Beobachtungen in Esperanza besprechen konnte. Dabei war sie auf die von dem Juristen Richard Weigelt gegründete Initiative *Gedruckte Freiheit* in Frankfurt a. M. gestoßen. Weigelt hatte diese Bürgerinitiative schon vor Jahren ins Leben gerufen und in Anlehnung an das Zitat des russischen Dichters Fjodor Dostojewski, »Geld ist mir geprägte Freiheit«, den Namen gewählt und es zu ihrem Motto gemacht. Die Initiative hatte eine gute

Internetpräsenz und war nicht nur in Frankfurt, sondern auch in anderen europäischen Ländern in Schwesterorganisationen vertreten. Bei ihrer Suche stieß Alberti auch auf Kritik an der Initiative, die jedoch, wie oft in solchen Fällen, aus ungeklärten Quellen oder von finanzpolitisch konservativen Webseiten kam oder die offen von regierungsfreundlichen Institutionen stammte. Man verunglimpfte Weigelt als antiquierten Sektierer oder rückte ihn in die Nähe von denen, die er selbst angriff: konservative Gruppierungen und Stiftungen, die meisten davon mit neoliberalen Hintergrund. Schon weil Weigelt Jurist und Banker war, wurde er gerade in konservativen Kreisen sogar in die Nähe krimineller Vereinigungen gerückt. Die Verbindung war leicht hergestellt, denn wer war tatsächlich noch an Bargeld interessiert, hieß es, wer wehrte sich gegen seine mögliche Abschaffung? Kriminelle, war die einschlägige Antwort. Die und all jene, die mit Schwarzgeld hantierten, all jene, die etwas zu verheimlichen hatten. Natürlich kleine Handwerker, aber eben auch Bettler, Obdachlose, sie alle standen einer Mehrheit von Menschen gegenüber, die es als Fortschritt empfanden, alles schnell und einfach über ihren Computer, per Handyknopfdruck, Gesichtserkennung oder mit ihren Kreditkarten kaufen oder abwickeln zu können, wie man es schon seit Jahren tat. Nur stand jetzt die Forderung im Raum, das Bargeld vollkommen abzuschaffen. Dem System arbeite diese Entwicklung zu, las Alberti auf den Seiten der Social Networks von *Gedruckte Freiheit*. Wenn Bargeld abgeschafft würde, hieß es da, nehme man dem Bürger das Sparen, wodurch er aufgefordert werde, sein Geld vermehrt auszugeben, was kurzfristig zu einer Konjunkturbelebung führe, langfristig jedoch dazu einlade, immer mehr Schulden zu machen. Sehr viel mehr, so Weigelts Kernsatz, als dies mit Bargeld möglich wäre. Sicher, sagte er bei einer Talkshow im ZDF, die Alberti auf sei-

ner Facebook-Seite fand, der Konsum steige, aber gleichzeitig auch die Schuldenaufnahme der Privathaushalte. Andererseits tendierten Menschen gerade in Krisenzeiten dazu, Geld zu sparen, und Krisen jeder Art seien in der zweiten Dekade des zweiten Millenniums zum Normalzustand geworden. Wir taumeln von einer Krise in die nächste, sagte er. Darum Vorsicht: Mag sein, irgendwann fehlt jedes Maß. Und vergessen Sie eins nicht, fuhr er fort: Magnetstreifen hinterlassen immerzu ihre Spuren, rief er lächelnd gegen die wütenden Aufschreie der Befürworter der Bargeldabschaffung in der Sendung an, und das bedeutet schließlich die totale Kontrolle des Menschen. Hier geht es um die Schaffung des gläsernen Bürgers, der uns ja immerzu als weit entfernte Utopie vorgehalten wird und schon immer vorgehalten wurde. Es bedeutet die Wandlung vom Individuum zum Algorithmus. All jene, argumentierte er, die das Geld und damit die Freiheit, die *Gedruckte Freiheit*, abschaffen, seien nichts weiter als die Totengräber der Freiheit eines jeden einzelnen Menschen. Das aber, schloss Weigelt, entspreche nicht dem Willen der Bürger, erst recht nicht ihrem Verständnis von Demokratie und dürfe somit politisch nie durchgesetzt werden.

Richard Weigelt gefiel ihr, er war eloquent und ließ sich, wie es schien, durch nichts einschüchtern. Er sah auch gut aus, fand sie, musste in ihrem Alter sein, und es wäre bestimmt interessant, ihn eines Tages kennenzulernen. Bevor sie ihren Laptop zuklappte, klickte sie sich noch einmal durch alle Bilder auf seinen Reddit- und LinkedIn-Seiten und je länger sie ihn betrachtete, desto besser gefiel er ihr. Diese dicken, dunkelblonden Haare, die er sich immerzu mit fast dramatischer Vehemenz aus der Stirn und nach hinten schaufelte, der blonde Schatten seines Stoppelbarts. Dazu die dunklen Augen mit unvergleichlich intensivem Blick. Weigelt strahlte Kraft



und Intelligenz aus. Souveränität. Alberti zog eins der Fotos größer und strich auf dem Monitor mit dem Zeigefinger über sein Gesicht. Dich würde ich jetzt gern hierhaben, in dieser gottlosen Einöde wärst du ein Lichtblick, murmelte sie.

Esperanza, der Ort, an dem Madeleine Alberti arbeitete und lebte, lag umgeben von hunderten Kilometern Wüste im Süden der USA in New Mexico. Sport war die einzige Ablenkung, die ihr hier Spaß machte. Und sie war die einzige Frau, die in exponierter Stellung in der Forschung arbeitete. Fast alle anderen waren verheiratete Amerikaner, die zwar alles versuchten, sie für sich einzunehmen, wie Madeleine es nannte, wenn sie freundlich an ihre Kollegen dachte, von denen sie sich jedoch nie im Leben hätte anbaggern lassen, wie sie es abfällig bezeichnete, wenn sie die Situation realistisch einschätzte. Madeleine beschloss, am folgenden Morgen erneut einen Anruf zu versuchen. Denn bevor sie sich einen anderen Ort zum Telefonieren suchte als Esperanza, von wo private Gespräche, vor allem Gespräche über sensible Themen wie dieses, immer schwerer wurden, musste sie sicherstellen, dass sie in Weigelt einen ernsthaften Gesprächspartner finden würde, vor allem ein offenes Ohr. Was bedeutete, er musste jemand sein, der für alles, was sie hier erlebt und herausgefunden hatte, ja, an dem sie selbst beteiligt war, aufgeschlossen war.

Das war das! Das war der geschäftliche Teil. Madeleine lächelte. Ganz abgesehen davon jedoch gefiel ihr dieser Weigelt immer besser, dass sie ihn auch schon deshalb anrufen wollte, sie wollte seine satte, dunkle Stimme, die sie nur aus dem Internet kannte, live hören.

**Rethinking Paper Currency** hieß der Vortrag des amerikanischen Ökonomen Kenneth Rogoff, den er 2014 zum ersten Mal an verschiedenen Orten in den USA und Europa gehalten hatte. Er propagierte darin die Vorteile eines bargeldlosen Geldverkehrs, die damit verbundene Eliminierung von Wirtschaftskriminalität und Kriminalität überhaupt, die erleichterte Durchsetzung von Negativzinsen durch die Zentralbanken der verschiedenen Länder und die Kontrolle von Steuerflüchtigen. Seine Ideen fanden früh die breite Zustimmung konservativer Gruppen in verschiedenen Ländern und wurden Teil eines neoliberalen Werbefeldzuges für die Abschaffung des Bargelds, der bis heute anhält und den Rogoff auch als Mittsiebziger weiterhin leitete. Zur Illustration seines Vortrags zeigte Rogoff mittels PowerPoint Fotos von Waffen auf Bergen aus Bündeln von einhundert Dollarnoten. Insgesamt zweihundert Millionen Dollar, sichergestellt bei der Festnahme eines der berühmtesten Drogenbosse Mexikos in jenen Jahren. Sichergestellt bedeutet, dass man irgendwo in den Außenbezirken von Ciudad Juárez ein Lagergebäude entdeckt und beschlagnahmt hatte, in dem Paletten mit eingeschweißten Geldbündeln fast bis zur Decke reichten. Die Botschaft war klar: Bargeld leistet der Kriminalität Vorschub, Bargeld brauchen nur Schwermisstraftäter, die, wie es in den USA seit jeher Programm ist, immer von außerhalb des Landes stammen, aber innerhalb des Homeland ihr kriminelles Unwesen trieben, um dann das Land von innen heraus auszubluten, in-

dem sie das Bargeld abtransportieren und in ihre Länder verbrachten. Selbst heute noch bestand Rogoff darauf, dass der Bau einer Mauer an der Grenze zu Mexiko unbedingt notwendig gewesen wäre, vor allem einer transparenten Mauer, wie sie Donald Trump beizeiten gefordert hatte, hinter der sich niemand verschanzen könne, um illegalen Aktivitäten nachzugehen, wie einen Tunnel auszuheben, die Mauer zu beschädigen oder sie gar durch das Anbringen von Sprengladungen zum Einsturz zu bringen. Zur weiteren Stützung seiner These ging er weiter zurück in der Geschichte der sogenannten Narcos, wie die mittel- und südamerikanischen Drogenbosse genannt wurden und sich selber nannten. Er zeigte Bilder von Pablo Escobar, dem legendären kolumbianischen Herrn des Medellín-Kartells, wie er mit charmantem, fast spitzbübischem Lächeln vor unvorstellbaren Dollarbergen posierte. Danach folgten Bilder von seiner Leiche. Wie ein zur Strecke gebrachtes Wild lag er blutig, barfuß, mit weit über den gewaltigen, nackten Bauch geschobenem Polohemd auf den Ziegeln eines Daches. Die, die ihn erlegt hatten, umstanden ihn lachend, wohl johlend – denn einige stehen in dem Foto mit offenen, wie schreienden Mündern an oder hinter der Leiche. Einer hatte den Fuß auf den Kadaver gestellt, ihm einen Arm in die Höhe ziehend, wie man einem erlegten Hirsch als Zeichen des menschlichen Triumphs über die Bestie das Geweih in die Luft hebt, um sein blutverschmiertes, entstelltes Gesicht den Kameras darzubieten. Zu seiner besten Zeit habe Escobar nicht mehr gewusst, wohin mit dem Geld, dozierte Rogoff. In Medellín sei er als eine Art Robin Hood gefeiert worden, denn vorgeblich finanzierte er ganze Landstriche und ließ sich von deren Bewohnern feiern. Von wegen Robin Hood, tönte Rogoff selbstgerecht, Robbing Hood, räuberischer Gangster, das ja, aber kein Wohltäter. Dass er dieselben Landstriche auch in